basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Karl Ludwig Rütimeyer

Autor(en): Ludwig Emil Iselin

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1897

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/bcacda95-1c5c-49e0-9b64-1c34a3a70953

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Carl Ludwig Rütimeyer.

Von

L. E. Iselin.

„Mit Rütimeyer [1]) ist eine Forscher- und Gelehrtennatur edelster Art dahingeschieden, ein Mann voll der fruchtbringendsten Gedanken und von wunderbarer Kraft und Zähigkeit der Arbeit."

„In der Nachwelt wird Rütimeyer fortleben und man wird, um ihm die richtige Stellung anzuweisen, ohne Uebertreibung sagen,

[1]) Die Quellen zu diesem Lebensbild sind nächst Rütimeyers gedruckten Werken, Berichten und Gedächtnisreden, vor allem Briefe und verschiedenartige schriftliche Aufzeichnungen desselben, welche mir in freundlichster Weise von seinen nächsten Angehörigen zur Verfügung gestellt wurden, besonders auch die im Manuskript hinterlassenen „ungeordneten Rückblicke auf den der Wissenschaft gewidmeten Teil meines Lebens," deren letzte Bemerkung vom 3. Juni 1895 datiert ist. Außerdem lagen mir folgende Nekrologe vor:

1. Zur Erinnerung an Herrn Prof. L. R. Personalien, Leichenreden, Grabreden.
2. Prof. Dr. C. Schmidt (Basel): K. L. R. Beilage zur Allg. Zeitg. München, 29. Mai 1896.
3. C. Schmidt: L. R. Separat-Abdr. aus den „Basler Nachrichten" 3. bis 7. Dezember 1895.
4. Dr. C. Schmidt: L. R. als Gebirgsforscher. Jahrb. des Schw. Alpenklub. XXI. 1896.
5. R. B. (Prof. Rud. Burckhardt, Basel): Prof. L. R. Sep.-Abdr. aus der „Allg. Schweizer Zeitung" 1895. Nr. 281, 282, 283.
6. His (Prof. Dr. W. His, Leipzig): L. R. Sep.-Abdr. aus „Anatomischer Anzeiger" XI. 16. Jena 1896.

daß seit Konrad Geßner die Schweiz neben Agassiz keinen andern Zoologen bis heute hervorgebracht hat, der im Auslande so großen und nachhaltigen Einfluß gewann wie Ludwig Rütimeyer."

In diese schwerwiegenden Sätze fassen zwei wissenschaftliche Fachgenossen und zugleich kompetenteste Beurteiler ihr Urteil über Leben und Lebenszweck von Prof. Ludwig Rütimeyer zusammen.[1]) Dennoch kann man sich nicht verhehlen, daß gerade in dem engern Vaterland, ja selbst in der eigenen Vaterstadt nur ein beschränkter Kreis von Gebildeten die Bedeutung dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit erkannte, und daß vollends eine richtige Würdigung und Wertung derselben zu seinen Lebzeiten nur bei verhältnismäßig Wenigen gefunden wurde. Den geologischen Fachmann und weltberühmten Paläontologen einem weiteren Leserkreis nahezubringen, ihn, der durch die relative Abgelegenheit seines wissenschaftlichen Arbeitsfeldes, durch die wenig populäre Art seiner Diktion und seines Styls und selbst durch die Eigenart seiner Person bei Lebzeiten zwar nicht unnahbar aber doch vielfach unmeßbar war, das wäre jetzt nach seinem Tode ein für den Schreiber dieser Zeilen gewagtes und auch wohl aussichtsloses Unterfangen. Gewiß wird es ja auch von diesem großen Toten gelten: Stat magni nominis umbra. Aber es bleibt eine Pflicht der Dankbarkeit, der sich seine zweite Vaterstadt nicht entschlagen darf, den Ertrag seines Wirkens

---

7. Prof. Dr. C. Keller (Zürich): L. R. Nachruf aus „Neue Zürcher Zeitung" 1895, Morgenbl. Nr. 336, 337, 339, 341.
8. H. G. St. (Dr. H. G. Stehlin, Basel): L. R. im „Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte" XXV. 1895.
9. Nekrolog über L. R. in „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik" von Prof. Dr. F. Umlauft. XVIII, 18. Wien 1896.
10. A. H. B. (A. Hoffmann-Burckhardt, Basel): Prof. Dr. L. R., Mitglied der Sektion Basel des S. A. C. in „Alpina, Mitteilg. des S. A. C." IV, 2. Zürich 1896.

[1]) Prof. Dr. W. His in Leipzig und Prof. Dr. C. Keller in Zürich a. a. O.

für Hochschule, Gemeinwesen und Geistesbildung noch einmal zusammenzufassen und zu überblicken, bevor die charaktervollen Züge dieses Antlitzes aus dem vergeßlichen Gedächtnis des gegenwärtigen Geschlechtes völlig entschwunden sind. Haben seine wissenschaftlichen Arbeiten durch ihre Originalität nach der Art von Schlaglichtern gewirkt und dem forschenden Geist unbekannte Gebiete beleuchtet, unbetretene Pfade aufgewiesen, also vor allem anregend und wegleitend gewirkt, so bietet auch so mancher Zug in seinem Lebensbild Anregung und Orientierung für die ernste und hohe Aufgabe der Erziehung und vor allem der Selbsterziehung. Nach zwei Seiten aber hat vielleicht der Verstorbene jetzt noch eine besondere Mission zu erfüllen, nach der Seite einer tieferen ästhetischen Naturerfassung und nach derjenigen einer ethisch abgeklärten Naturbeurteilung. Auf beides scheint seine Person und seine Arbeit hinzuweisen.

Karl Ludwig Rütimeyer war von Geburt (26. Februar 1825) ein Berner und blieb bernischer Einfachheit, bernischem Dialekt und bernischen Freunden zeitlebens treu; sein Klassiker war Jeremias Gotthelf oder, wie er sich ausdrückte, „Bitzi.“ Dem Empfinden nach fühlte er sich jedoch weit mehr mit dem romanischen Wesen verwandt als mit dem germanischen. „Obschon in dem finstern Emmenthale aufgewachsen, lacht mir das Herz im Innersten, sobald ich Oliwenbäume vor mir habe, wie wenn es Träume einer alten Heimat wären, die in Wirklichkeit treten.“ Eine Abneigung gegen das, was er germanisch nannte, haftete ihm bis ins Alter an als eine Art Vorurteil und hat vielleicht seiner Anerkennung in Deutschland, jedenfalls seinem Verkehr mit Deutschen gewisse Hindernisse geschaffen. Aber obschon er gelegentlich meinte, daß mehr romanisches als germanisches Blut in seinen Adern fließe, entstammte er thatsächlich, und zwar väterlicherseits wie mütterlicherseits, einer alten stadtbernischen Bürgerfamilie. Daß bei den Rütimeyer,

wo seit fast 300 Jahren Geschlecht um Geschlecht Staat und Republik Bern Pfarrherrn geliefert hat, naturwissenschaftliche Begabung ein Familienerbteil war, ist nicht bekannt, eher könnte geschichtlicher Sinn als Erbstück genannt werden; immerhin ist es bemerkenswert, daß außer Ludwig noch zwei seiner Brüder ausgesprochenes Talent für Naturbeobachtung besaßen. Dagegen erhielt er vom Vater (Albrecht Rütimeyer) starken Willen, von der Mutter (Marie Margaretha Küpfer) Gemütstiefe und künstlerischen Formensinn.

Liebe zur Natur oder, wie er sich eher ausdrückte, Gefühl des innigsten Zusammenhangs mit der Natur war ihm angeboren. Das zeigte sich schon in seiner frühen Kindheit in einer Weise, welche allerdings erst später bedeutungsvoll erschien. Mehrmals wurde das zur Einsamkeit und Nachdenklichkeit geneigte Büblein vermißt und dann nach langem Suchen irgendwo in einer Blumenmatte gefunden, in einem Hochwald von Doldenkräutern sitzend oder in dem Dunkel einer Haselhecke dem glänzenden Spiele eines Bächleins zusehend. Schon seit seiner Jugend übte der erste Schnee eine zauberhafte Wirkung auf ihn aus. Der knospende Wald, die blühende Wiese, das fallende Laub hatte für ihn eine ganz besondere Sprache. Aber diese rein individuelle Anlage wurde durch Umgebung und Erziehung bedeutungsvoll gefördert und ausgebildet.

Seine ganze Jugendzeit brachte er im Pfarrhaus in Biglen zu. Es waren glückliche Jahre freudigster, ungehemmtester Kraftentfaltung und Geistesentwicklung, an die der Alternde immer gerne, aber nie ohne leise Wehmut, als an ein verlorenes Paradies der Kindheit zurückdachte. Der Pfarrer war zum Teil auf das Einkommen aus dem landwirtschaftlichen Betrieb der Pfrundgüter angewiesen, es fehlte daher dem Pfarrhofe weder Scheune noch Stall. Unter den Augen des Kindes spielte sich das ganze, ab-

wechslungsreiche Leben des Landmanns ab, das im engsten Zusammenhang mit dem Naturleben steht. „Selbstverständlich, daß dabei allmählich alle Landarbeit mitgemacht und manche Fertigkeit erworben wurde, die sich später, wenn auch in ganz anderer Weise, höchst hilfreich erwies. Bei allen großen und kleinen Aufgaben jeder Jahreszeit, Heu- und Getreideernte, Dreschen im Herbst, Holzfällen und Holzhauen im Winter, wurde tapfer mitgeholfen und selbst allerlei Handwerksarbeiten in den Werkstätten des Schreiners, des Drechslers, des Buchbinders, selbst in der Schmiede bis zu einem gewissen Grade erlernt.“ (Es fallen uns bei diesem Anlasse jene realistischen Bilder ein, welche Rütimeyer zur Verfügung hatte, um großartige Naturvorgänge zu veranschaulichen: der Gletscher „hobelt“ das Gestein; das fließende Wasser „sägt“ seine Schluchten; das Meer ist „die mächtige Hand, die mit unbeschreiblicher Gewalt die Schaufel führt“ und alle Trümmer wegräumt; „wie Splitter einer schlecht gestählten Axt“ liegen die Trümmer des Festlandes bis weit ins Meer hinaus zerstreut u. s. f.)

Ebenso wichtig wurde die weitere Umgebung. Biglen, ein mehr lieblich als großartig gelegenes Pfarrdorf des Emmenthales, ist Mittelpunkt eines großen über Berg und Thal ausgedehnten Sprengels. Das war die Veranlassung zu vielfachen weiten Amtsgängen in allen Jahreszeiten, wobei der kleine „Ludi“ den Vater begleiten durfte. Nicht gerade den Mittelpunkt aber doch den Höhepunkt dieses Excursionsgebietes bildete die etwa 2500′ hohe, aussichtsreiche „Hundschüpfen,“ von welcher die zahlreichen Thäler und Schluchten der Pfarrgemeinde und der Nachbargemeinden ausstrahlen. Selbst im tiefsten Winter bei meterhohem Schnee wurde sie besucht und „mit ahnungsvoller Andacht schweifte der Blick nicht nur über die ausgedehnte Fernsicht, welche uns vom Vater jeweilen sorgfältigst erklärt wurde, sondern auch in die Labyrinte von Wald und Fels, die dort zu Füßen lagen. Vollkommen unmerklich

erwachte auf solchen Wanderungen und vor allem auf diesem Centralpunkt unseres jugendlichen Gesichtskreises das Interesse, das später zu geologischen Studien führte; die Keime der späteren Arbeit über Thal- und Seebildung, die doch während einer Anzahl von Jahren nicht nur in der Schweiz, sondern in der gesamten geologischen Litteratur als ein wichtiger Ansporn zur Losreißung von Schulansichten und insofern als bahnbrechend anerkannt wurden, stammen durchaus aus jener Zeit. Fast alljährlich kam dazu eine größere, mehrtägige Reise mit dem Vater, meist in die inneren Kantone, wo es an Strapazen meist nicht fehlte."

Dreizehn Jahre blieb so Ludwig Rütimeyer ein Kind der Familie und der Natur. Bis dahin wurde er von seinem Vater privatim unterrichtet. Im Jahre 1838 trat er in das untere Gymnasium (Litterarschule) und 1841 in das obere Gymnasium in Bern und es ist vorwiegend die Erinnerung an diese Zeit, welche ihn gelegentlich zu sehr hartem Urteil veranlaßte über „das Unglück und Elend einer öffentlichen Schule, wo ja von frühe an alles, was von Persönlichem, von Typischem, von Geistigem und Selbsteigenem aufkeimen möchte, methodisch platt geschlagen und womöglich zertreten und ausgerottet wird." Jedenfalls wurde in diesen Jahren etwas und gewiß nicht durch eigene Schuld versäumt, nämlich die Ausbildung des schriftlichen Ausdrucks. Es bildet einen wesentlichen und Rütimeyer selbst gar wohl bekannten Nachteil seiner Schriften, daß ihnen ein flüssiger Styl abgeht. Zwar hat die Sprache Rütimeyer's große Schönheiten, vor allem einen gewaltigen Reichtum an lebendigen und phantasievoll gewählten Bildern. Außerdem hat sie eine Eigenschaft, welche man bei Homer bewundert, durch kurze, aber überaus treffende Epitheta anschaulich zu wirken (z. B. „das schüchterne und wohlgelittene Reh," das „greisenhafte" Gebirge des St. Gotthard, „erkaltete Lavafelder einer früh erloschenen Gesittung" u. a. m.). Allein sie ist von

Haus aus durchaus rhetorisch angelegt und darum am wirksamsten im lebendigen Vortrag oder an jenen Stellen in seinen Schriften, wo die Schilderung zum Naturgemälde, die wissenschaftliche Belehrung zur tiefsinnigen Verkündigung geworden ist. Diese Sprache ist Bergwasser, das sprudelt und schäumt und kraftvoll, zuweilen majestätisch, einherbraust, aber seltener glatt und klar durch weiche Ufer läuft und den tiefen Untergrund deutlich sehen läßt. In jenen kleinen Gelegenheitsschriften, die so recht aus dem Vollen geschöpft sind, wo eine wahre Flut von Gedanken, Beziehungen und Ausblicken auf ihn ein- und von ihm ausströmte und doch weder Zeit noch Geduld hinreichend zur Verfügung stand, alles fein säuberlich und sozusagen pedantisch zu ordnen, leiden die Perioden häufig durch zu große Länge, Umständlichkeit und Unruhe. Gewiß ist das alles ja wieder ein ehrendes Denkmal, wie wenig sich diese Natur erschöpfen konnte; aber die Nachteile, welche solche Schreibweise für das Verständnis und besonders für die allgemeine Verbreitung seiner Schriften mit sich brachte, waren ihm, wie gesagt, durchaus offenbar.

Bot die Schule in diesen Jahren wenig Förderung, so kam solche dafür auch diesmal von der Natur. Nach den sechs in Bern zugebrachten Schultagen wurde die Rückkehr nach Biglen am Samstag nachmittag fast stets zu einer interessanten Entdeckungsreise über Berg und Thal benützt, und da begann nun die Pflanzenkunde rein auf dem Wege der Beobachtung ohne eigentlichen Lehrer, bloß unter Anleitung des älteren Bruders. Sie wurde bald so eifrig betrieben, daß eine Preisaufgabe über die Kompositen der Umgebung von Bern von dem jungen Litterarschüler gelöst wurde. Später wurde dann dieses Studium auf der Universität Bern und in Paris fortgesetzt, hernach immerwährend durch Beschäftigung mit der botanischen Litteratur vertieft und auf der Reise als schönste Erholung praktisch betrieben. Das Ergebnis war unter

Anderm ein eigentlich erst bei seinem Tode bekannt gewordenes umfangreiches Herbarium, das durch seine sorgfältige Führung und seinen hohen wissenschaftlichen Wert dem Fachmann Erstaunen und Bewunderung abnötigte. Größer aber war der Gewinn noch nach einer andern Seite. Wenn Rütimeyer später die Entdeckung machte, daß er im Vergleich zu den Leuten, welche anderswo die Wissenschaft in Händen hatten, besser erzogene Augen habe, so hing seinem eigenen Geständnis nach, diese Uebung rasch und sicher zu sehen, mit seinem eifrigen Botanisieren in seiner Gymnasialzeit enge zusammen. Aber noch eine andere für den zukünftigen Geologen höchst wichtige Kunst wurde in jener Zeit begonnen und wiederum sozusagen ganz unabhängig von Schule und Lehrer erlernt, das Freihandzeichnen. Eine ungewöhnliche und wirklich künstlerische Begabung besaß Rütimeyer, wohl als Erbteil seiner Mutter, einer Schülerin des Malers König, zweifellos, und Künstler zu werden war vielleicht der tiefste Wunsch seines Herzens. Noch im Jahre 1877 gestand er beim Anblick der wundervollen Uebungsmittel in den School Rooms des Kensington Museums: „In solchen Räumen weiß ich, daß ich — wenigstens ein Stümper von — Maler oder Bildhauer geworden wäre; noch jetzt könnte ich um solcher Hilfsmittel willen Maler oder Künstler werden.“ Aber auch nach dieser Seite hin mußte er sich den Weg selbst bahnen. Durch Einsicht in die Skizzen des bekannten Panoramenzeichners Gottlieb Studer in Bern angeregt begann er selbst, erst nach solchen Vorlagen, später nach der Natur, das Berg- und Kartenzeichnen. Hinfort wurde auf allen Exkursionen das Zeichenbuch sein unentbehrlicher Begleiter, und das dort wie auch auf allen spätern und größern Reisen gesammelte Skizzenmaterial bildete die wichtige Grundlage für viele jener weittragenden geologischen Schlüsse über Thal- und Seebildung, über die Naturgeschichte des Rigi u. s. w. Aus dem Jahr 1844 schon liegt eine große topographische Karte

des Quellengebietes der Hundschüpfen in ungefährem Maßstab von 1 : 20,000 vor, gezeichnet von dem kaum 19-jährigen Jüngling, nicht bloß eine Arbeit von großer Sauberkeit und Geschicklichkeit sondern, was Erfassung des Typischen und Präzision der Darstellung anlangt, eine einfach bewundernswerte Leistung, die denn auch später bei der Redaktion der Dufourkarte zur Vergleichung beigezogen wurde. Viel höher stehen dann freilich jene Zeichnungen von Knochen und Skeletteilen, welche die so wichtigen Tafeln seiner zoologischen und paläontologischen Werke bilden und wo peinlichste Genauigkeit mit vollendeter Anschaulichkeit vereint ist; am hübschesten ist aber wohl eine Reihe von mit größter Zierlichkeit und feinstem Geschmack ausgeführten Landschaftszeichnungen, welche zum Teil in seinem Werke über den Rigi eine, freilich höchst unvollkommene, Reproduktion erfahren haben.

Im Jahre 1843 immatrikulierte sich Rütimeyer alter Familientradition gemäß und nach dem Wunsche seines Vaters, doch nicht gegen eigene Neigung, an der theologischen Fakultät der Universität Bern und widmete etwa 4 Semester der Theologie, obschon er von Anfang an auch Vorlesungen der naturwissenschaftlichen Abteilung besuchte. Damals galten in Bern überhaupt Naturwissenschaft und Theologie in keiner Weise als jene unversöhnlichen Gegner, wie sie einige Jahrzehnte später angesehen wurden. Dazu verhalf in allererster Linie die ausgezeichnete Persönlichkeit des Geologieprofessors Bernhard Studer. Seine frische anregende Lehrform, verbunden mit ungezwungenster Freiheit des Verkehrs mit seinen Studenten, und nicht zuletzt die praktische und zugleich interessante Art, auf Exkursionen die Natur des Vaterlandes seinen Schülern zur Kenntnis zu bringen, gewann ihm alle strebsamen Elemente (auch die theologischen) der akademischen Jugend. Daß der junge Rütimeyer unter den eifrigsten war auf jenen, oft recht strapazenreichen und angestrengten, immer aber genuß- und lehrreichen Berg-

fahrten, ist selbstverständlich, entsprach ja dies doch nur dem Zug seines Herzens und einer bisher schon gepflegten Liebhaberei. Dennoch empfand er das Theologiestudium durchaus nicht als eine Last; er hatte anregende Professoren (Schneckenburger, Lutz), deren Vorträge er nach eigenem Geständnis mit ebenso großer Teilnahme als Hochachtung verfolgte, und bekennt noch im Jahre 1889 gelegentlich, daß er mit Dankbarkeit darauf zurückblicke.

Ist es bei einer Natur wie Rütimeyer, die alles intensiv und gründlich erfaßte, von vorneherein wahrscheinlich, daß auch jene Geistesbeschäftigung nicht spurlos an seinem spätern Leben vorüberging, zumal er selbst gelegentlich jene Eindrücke sehr tief und unendlich zähe nennt, so liegt die Frage nahe, in welcher Weise sie nachgewirkt haben. Gewiß wäre es durchaus verfehlt, daraus seine reservierte, kritische Haltung gegenüber dem sogenannten Darwinismus, speziell die Ablehnung der Selektionshypothese, abzuleiten; in diesen Fragen entschied bei ihm ausschließlich die Naturbeachtung und der sorgfältige Verstandesschluß. Vor dem Ineinanderschleifen naturwissenschaftlicher und theologischer Argumente wie vor der Gleichwertung von Psyche und Physis hegte er bis zuletzt einen wahren Abscheu. Wohl aber darf man damit in Verbindung bringen das Interesse, welches er den Geisteswissenschaften stets entgegenbrachte, die Pietät auch in wissenschaftlichen Dingen, endlich jene feine Art, mit der er etwa am Schlusse seiner Arbeiten andeutet, daß hinter den gelösten Problemen des Kopfes noch andere ungelöste und höhere des Gewissens seien. Aber auch nach ganz anderer Seite trat zuweilen, freilich nur im engsten Familienkreise oder bei Anlässen, welche ihm sehr nahe gingen, der einstige Theologe hervor. Man wird, um von Intimerem zu schweigen, den Nachruf an einen geliebten Schüler oder die Gedächtnisrede beim ergreifenden Tode eines Klubgenossen nicht lesen können, ohne den Eindruck zu erhalten, daß der große Naturforscher nicht bloß

ein Echo sondern auch Worte hatte für die innerlichsten und heiligsten Regungen.

Was ihn zuletzt ganz zum Studium der Natur hinüberführte, das war der immer mächtiger werdende Zug zur Erforschung der freien Natur, ein Zug, der in keiner Weise angelernt sondern „wie Morgenhauch in die offenen Pforten des Erkennens, Ahnens und Fühlens eindrang“ und, wie er anderswo bekennt, „das mir innewohnende spezifische Gefühl und Ahnen, daß ich im Studium der Natur am reichsten und fruchtbarsten die Wahrheit finden werde, die überall zu finden ist.“ „Damit — so drückt er sich aus — entrichtete wenigstens ein Glied der Familie, die während drei Jahrhunderten dem Gemeinwesen fast ausschließlich Geistliche geliefert hatte, den Tribut an die zunächst stehende Mutter Natur.“ — Indessen war diese Entscheidung aus mancherlei Gründen nicht leicht durchzusetzen. Nur auf die warmen Empfehlungen seiner geologischen wie theologischen Lehrer und nur unter der Bedingung, daß Medizin als sicherndes Brotstudium völlig absolviert werde, gab der besorgte Vater die Zustimmung zu diesem Berufswechsel. Aber gerade durch diese außerordentlich große Aufgabe wurde seine ganze Energie angespornt und seine ungewöhnliche Arbeitskraft entfesselt und beschäftigt. Im Jahre 1847 schon löste er eine akademische Preisfrage über die geologischen Verhältnisse des Gebirges zwischen Emme und Thunersee und referierte noch als Student der Medizin das Jahr darauf über die Resultate seiner Untersuchungen auf der Naturforscher-Versammlung in Solothurn zur nicht geringen Verwunderung ausländischer und inländischer Fachgelehrten. Nachdem er 1848 das propädeutische und 1850 das medizinische Examen bestanden hatte, erwarb er sich durch Publikation jener geologischen Arbeit den medizinischen Doktortitel.

War Rütimeyer in diesen Jahren — was er übrigens sein ganzes Leben lang gewesen ist — zielstrebend, so doch nicht ein

Streber im übeln Sinne, der seine schönsten Jugendjahre bloß der Studierstube und der Karriere geopfert hätte. Eifriges Mitglied des Zofingervereins genoß er das Vertrauen seiner Kommilitonen in dem Grade, daß ihm in bewegter Zeit (1848) das Präsidium der Sektion Bern und später das des Gesamtvereines übertragen wurde. Auch dem Turnen war er nicht abhold und konnte sich an einer fröhlichen Turnfahrt gerne beteiligen, besonders wenn sie ihn in Berührung brachte mit seinen lieben Bergen. Die eigentliche Erholung, obgleich doch nur eine neue Art Anregung und Anstrengung, bildeten auch damals die mannigfachen geologischen Ausflüge in die Berge des Oberlandes, wobei nach dem Grundsatz möglichst geringen Geld- und Zeitverbrauches an Entbehrung und Strapazen oft Thörichtes geleistet wurde. In der Erinnerung an jene Zeiten schrieb R. im Jahre 1852 aus Palermo:

„Es ist mir von der Mutter Natur ein Vorrecht eingeräumt worden; wie jenem mythologischen Helden neue Kraft gekommen, wenn er seine Mutter, die Erde, mit den Fersen berührte, so fand auch ich noch jedesmal die ursprünglich eigene Kraft, wenn ich mich in meiner eigentlichen Heimat befand, auf Berg und Hügel, wo ich meine ersten Siege gefeiert, wo ich mich selbst kennen gelernt, wo ich mein Besitztum erwarb. Ja, Wildheit kann ich es nennen, jene Liebe, welche schon frühe mich hinaufführte auf unsere grünen Berge. Ich gebe ganz Italien für einen wilden Lauf durch Wald und Feld, über Stock und Stein, auf unseren langen Höhen des Emmenthales oder auf den zackigen Gräten des Oberlandes."

Man wird aus solchen Aeußerungen unschwer erkennen, wie diese fast schwermütige Anhänglichkeit an die heimische Natur seinem ganzen Wesen jene kräftige, erdgeborene Originalität verlieh, welche einen bleibenden und wichtigen Faktor seines Lebens ausmachte; sie bildete auch das unzerstörbare Residuum seines Patriotismus bei ihm, der die vaterländischen Zustände und das schwei-

zerische Volkstum nichts weniger als ideal fand; sie allein bewahrte ihn vor einem Kosmopolitismus, zu welchem er in jungen Jahren stark hinneigte; sie erhielt schließlich den weltberühmt gewordenen Gelehrten seinem engeren Vaterland.

In diese Studienzeit fällt ein an und für sich unwichtiges Ereignis, das für das Gemüt des jungen Mannes bedeutungsvoll wurde, die Uebersiedelung der Familie aus Biglen nach Bern, wo der Vater die Stelle eines Vorstehers des Waisenhauses übernommen hatte. R. geriet dadurch in regen und engen Verkehr mit jungen Lehrern der Anstalt und pflegte mit ihnen eine gehaltvolle Freundschaft. Er, der bei einem im Grunde recht weichen Gemüt sein Bestes so leicht in die schweigsame Brust zu verschließen geneigt war, teils aus Selbstgenügsamkeit und gewissermaßen zur Wahrung seiner eigentlichen Individualität, teils aus Furcht vor Mißverstand und Unverstand — er konnte dort im Kreise Gleichgesinnter in vertraulicher Rede sich aussprechen oder im frohen Lied sich ausklingen.

Und er hatte thatsächlich ein solches Bedürfnis nach gehaltvoller Geselligkeit, wie er auch späterhin, besonders im Alpenklub und in engerem Beisammensein mit Kollegen der Universität bewies. Freilich, je enger der Kreis derer wurde, bei denen er volles Verständis nach jeder Seite voraussetzen durfte und je weniger unbefangen der Gelehrte der Mitwelt und diese ihm gegenüberstand, um so mehr zog er sich zurück, seine tiefsten Gedanken und Empfindungen nur noch der verständnisvollen Gattin oder gar nur noch dem schweigsamen Papier anvertrauend.

Völlig klar tönte seine Seele aus in Kindesherzen, und darin liegt ja indirekt ein schönes Zeugnis für die Lauterkeit seiner Seele. Umgang mit naiven Kindesherzen zählt er zu den hervorragendsten Bildungsmitteln. Schon im Waisenhaus, später besonders auf seinen Erholungsstationen fand er seine kleinen Lieblinge, einen auf-

geweckten Knaben, ein anmutiges Mädchen, für die er eine wunderbare Fülle von frischer Liebenswürdigkeit, fröhlicher Schalkhaftigkeit, bezaubernde Güte hatte; diese wiederum hingen an ihm mit der innigen Hingebung, deren eben nur Kinder fähig sind. Ihn versetzt ein solches Kind „in eine Wunderwelt von Unschuld und Poesie und ungetrübtester Realität alles dessen, was ja bald nur noch als Traumwelt und verlornes Paradies oder als Märchenwelt für Kinder angesehen wird. Da ist noch ein Himmelreich in ganzer Fülle: ahnungslose Reinheit, Unschuld, Freundlichkeit, Geduld, Liebe und sonnigstes Gemüt. Sollte das nicht größte und reinste Himmelssaat und Gottesgabe sein, solche Sonnen auf die arme Erde auszustreuen?“

Floß diese große Empfindsamkeit für das Kindesgemüt aus dem eigenen Herzen, so hatte sie doch auch in seiner theoretischen Lebensanschauung ihren bemerkenswerten Platz. R. hat oft die Ansicht geäußert, daß die reichste und schönste Entfaltung des seelischen und leiblichen Lebens in die Jugend falle und hat hiefür mancherlei Argumente beigebracht aus der Entwicklungsgeschichte des Individuums (sogar der Tiere) und der Völker. Seine Meinung wird am besten beleuchtet durch folgende Sätze, die man in seiner Betrachtung über die Grenzen der Tierwelt findet:

„Wer erinnert sich nicht mit Schmerzen, was er selbst an Bestem und Zukunftsreichstem besaß, da er noch Kind und die Not des Lebens ihm fremd war! Wie frühe erreichen gerade die reichsten, die ächt schöpferischen Kräfte des Menschengeistes, Phantasie und Poesie, ihre Gipfelpunkte oder bleiben gar zurück, um uns nur den Rückblick, die Reflexion zu hinterlassen; wie manche Manneskraft wurde oft lange vor der Zeit, sei es durch Leidenschaft, sei es im Kampfe um oft recht eitle Forderungen der Familie, erdrückt, und schleppt sich durch die zweite Hälfte des Lebens nur als Ruine fort!“

Auch für ihn hatte mit dem fünfundzwanzigsten Lebensjahr die Jugendzeit ihren endgiltigen Abschluß gefunden. Die Sorgen um die Zukunft drängten sich an ihn heran und drohten seine Lebensentwicklung unheilvoll einzuengen. Da die Verhältnisse der großen Familie andauernde Opfer für die Ausbildung dieses einen Gliedes nicht gestatteten, so schien die Fortbildung in Frage gestellt. Der erste mutige Versuch des jungen Doktors, sich als Hilfsarzt in Interlaken etwas zu erwerben, endigte thatsächlich nach einer Woche mit Desertion ins Hochgebirge, in die Abgelegenheit des Pfarrhauses von Guttannen. Hier hatte auch er seine Vorbereitungszeit in der Einsamkeit. Wenn noch irgend ein Zweifel in ihm war, welchen Beruf er wählen sollte, der Entscheid ist hier gefallen. Hier an der Brust der Alpenwelt lauscht er auf ihren Herzschlag. Hier beobachtet er mit innerem Beben, wie mit dem Nahen des Winters die wilden, ungebändigten Naturkräfte erwachen und in ihre uralten Rechte eintreten. Hier hört er aus den tosenden Stürmen des Hochgebirges wie aus dem leise fallenden Schnee heraus die oft überhörte Stimme der Natur: alles ist vergänglich! Tagebuchaufzeichnungen über diesen vierzehntägigen Aufenthalt, wo es in einem schneereichen September natürlich nicht fehlte an Stürmen auf Berggipfel und verwegenen Klettereien im Grimselgebiet, beweisen, mit welch tief poetischem und doch zugleich wissenschaftlich prüfendem Geist er der Natur gegenübertritt, verraten aber auch, welche Kraft und Plastik der Darstellung ihm schon damals zur Verfügung steht.

(Guttannen, 5. Sept. 1850.) „Die Herbstnacht ist hereingebrochen; feucht stürmt der Föhn durch das wilde Thal hinab von der Höhe der einsamen Grimsel und wälzt stets neue Nebelmassen aus dem Schoße der Gebirge hinaus in das offene Gelände des Aarethals. Schwarze Wolken hängen tief hinunter an den kaum noch erkennbaren wilden Felsgestalten, welche auf allen Seiten sich

auftürmen, und geisterhaft schleicht die weiße Lawine still, leise durch die Tannenwälder zum Thalgrund. Kein Licht funkelt in der dunkeln Nacht, kein Stern glänzt aus der dunkeln Wolkendecke hervor; kein Leben giebt sich kund. Kalter Stein bedeckt in tausend und tausend Trümmern die von ewigem Schnee getränkten Alpwiesen; ein fernes Glöcklein nur klingt einsam durch die Nacht von weidendem Vieh, das kümmerliche Nahrung zwischen dem Steingetrümmer sich sucht. Sind denn hier Wohnungen der Menschen? Bin ich nicht allein da oben in der Felswüste? Nein, ich bin allein in der grausen Einöde! Kalter Schnee dringt aus den finstern Gräben allseits zu mir heran; dunkle, nächtliche Nebel umhüllen mich; die Natur in ihrer ganzen finstern Allmacht dringt auf mich ein: ich bin der ihre, ich bin in ihrer Gewalt, mit mächtiger Hand greift sie in mein Innerstes. Ist denn dies die Natur, die in lieblicher Weise oft die reizendsten Bilder ihrer Fülle, ihrer Anmut, ihres Lebens uns enthüllt, und uns so unser eigenes Leben erst durch das ihre erheitert und würzt? Nein, es ist die langsam tötende, langsam vernichtende, langsam wirkende, die das ganze schreckliche Gewicht der Vergänglichkeit des scheinbar Unendlichen, Felsenfesten, der Vergänglichkeit alles, alles Lebenden auf sich trägt. Die tiefen Furchen, welche ihre Stirne, die schwarzen Felswände, durchziehen, prägen sich unmittelbar der meinigen ein; es ist das Alter, es ist der Tod, der hier waltet, die Natur, die hier wie nirgends ihre erdrückende Größe entfaltet, die aber hier wie nirgends in allen Spuren zu lesen zwingt: „Auch das Größte ist vergänglich.“ Ich stehe vor dieser zerstörenden Allgewalt. Was hilft mir mein Geist, der an andern Orten diese nämliche Natur zu bewältigen glaubte? Höhnend ruft es in mir: „Du bist Staub und Erde; es bleibt dir nichts, nichts! Wo bleiben hier Kunst und Wissenschaft, der Stolz und Triumph des Menschen, mit denen er die Welt zu besiegen meint? Nicht Lachen, nein, herber Hohn,

kalte Angst über unser Nichts ist die Antwort. Die Stürme von Jahrtausenden stillen, gewaltigen Waltens der Natur an diesen Felsen, werden sie an dem so stolzen Gebäude, das der kleine Mensch sich aufgebaut, so lange zu arbeiten haben? Werden die Ruinen so ehrwürdig sein, solche Eindrücke fordern? Nein, nichts, nichts bleibt uns, wenn nicht die Unsterblichkeit, nur sie vermag einen hellen Lichtstrahl zu senden in die finstere Nacht, die uns umgiebt."

(Guttannen, 7. Sept. 1850.) „Horch, was schlägt ans Fenster in der dunkeln Nacht? Wilde Stürme brausen durch das Thal, der Winter nimmt tobend Besitz von dem kaum noch vom Sommer ihm entrissenen Gebirge. Nebel jagen wild um die finsteren Felsenhäupter, welche in schwindelnder Höhe wie dunkle Geistergestalten emporsteigen, und aus der grausen, wilden Nebelnacht fällt leise, leise, unbemerkt in der tobenden Windsbraut, die Blume nieder, welche den Sarg bedeckt, welcher die ärmlichen Hütten der Menschen hier unten mehr denn acht Monden des Jahres einhüllt. Leise, leise fällt draußen in der Nacht der erste Schnee. Durchzuckt dich nicht ein grauser Gedanke, lebendig begraben zu werden in dieser Wohnung des Schreckens? — Kaum vermag die milde Sonne des kurzen Sommers in seltenen Augenblicken dem drohend aufgetürmten Gebirg den Anblick des Friedens zu geben; nur wenige Wochen sind die steilen Gehänge von dunkeln Grün bedeckt, über dem sich immer drohend die schwarzen, nackten Mauern tausendjähriger, wildgeborstener Felsen aufbauen, welche alltäglich den Würmern, welche drunten im engen Thale hausen, Tod und Verderben drohen, welchen immerfort, wie ein verborgener Feind, in der grauen Schlucht die Lawine lauert, jederzeit bereit, sich auf das harmlose Dörfchen verderbenbringend loszustürzen. Mögest du nie dich freuen der rosigen Farbe der Felsen im sommerlichen Abendglanz; ein Winter genügt, und sie stürzen, alles zertrümmernd, in die bebaute Tiefe.

Lasse nicht dich blenden von der Unschuldfarbe der glänzenden Firnen; sie entsenden die schlangenähnlich lauernden Lawinen, welche jeden Frühling, während unten in der Ebene die Natur ihre größten Reize entfaltet, ihre Beute in verzweiflungsvollem Kampf zwischen Tod und Leben in ihren Armen gefangen hält und jeden Augenblick die kalte Umarmung bis zum Erstickungstod zu steigern bereit ist. Und schon fliegen die Boten des kaum verdrängten Winters durch das Land; aus seinen verstecktesten Schlupfwinkeln, von seinen Thronen im Hochgebirge, wo südliche Glut ihn nicht zu verdrängen vermag, stürzen sie sich hervor auf die alte ersehnte Beute. Die Natur hat ihr Feierkleid verloren; sie trauert bereits im dunkeln Braun der Wiesen, im grauen Schwarz der Felsen, und zitternd vernimmt sie die mächtige Stimme der Sendlinge ihres eisigen Beherrschers. In nachtschwarzen Nebeln jagen die Winde um die greisen Häupter der Felsen, schon erdröhnen von ihrem Stoß die kaum gesicherten Wohnungen der Menschen, dichter Regen ergießt sich auf die kaum getrockneten Felder, der Frost des Winters verdrängt alles Leben von den erst eingenommenen Alpen, und mitten durch das Getümmel, im unsteten Licht des wild dahinirrenden Mondes, blicken weiß die bisher schwarzen Felsenköpfe hernieder; ihr ernster Blick, der Blick der Leiche mahnt das Thal an den nahenden Tod. Bis morgen vielleicht deckt ein weißes Tuch alles sichtbare Leben. Freundliches Dörfchen im Wiesengrün, wird dies dein Leichentuch sein oder wirst du morgen noch erwachen aus dem ruhigen Schlummer?"

* * *

In den nächsten Jahren war es Prof. B. Studer, der dem jungen Gelehrten die Wege vorzeichnete und zugleich ebnete. Schon im Herbst 1850 konnte er nach Ueberwindung verschiedener Schwierigkeiten eine größere Studienreise antreten, vorerst nach Paris, der

damals berühmtesten Pflegestätte naturwissenschaftlicher Studien. Indem er dort alle Gelegenheiten zu zoologischer, geologischer und auch zu medizinischer Ausbildung gewissenhaft ausnutzte und mit seiner Zeit ebenso sorgfältig umging wie mit seinen Mitteln, indem er ferner durch Empfehlungen seines Lehrers und durch eigene Hilfeleistungen verschiedener Art mit den hauptsächlichsten Vertretern des geologischen und zoologischen Wissens daselbst, Elie de Beaumont, Vicomte d'Archiac, Duvernoy, Ch. Martins u. a. in Verkehr trat, erreichte er in 1½ Jahren eine bedeutende wissenschaftliche Selbständigkeit. Im Herbst 1851 wurde der Aufenthalt unterbrochen durch eine geologische Forschungs- und Sammlungsreise und einen zweimonatlichen Aufenthalt in Nizza, im Frühling 1850 durch einen kurzen aber fruchtbaren Besuch in London und Leyden beschlossen. Noch bedeutsamer vermehrte sich sodann der Gesichtskreis des jungen Naturforschers, als ihm bald darauf, wiederum durch Empfehlung seines verehrten Lehrers, die verantwortungsvolle Aufgabe übertragen wurde, als ärztlicher Berater einen jungen kranken Herrn von Effinger aus Bern nach Süditalien und Sizilien zu begleiten. Obschon die Rücksicht auf den leidenden Zustand seines Gefährten dem feurigen, wissensdurstigen Geist eine tägliche Selbstentäußerung auferlegte, war doch der Gewinn für Erdkunde und Gesteinskunde sehr bedeutend. Es stände über diese, wie auch über die meisten späteren Reisen ein reichliches, vielfach sehr anziehendes Material zur Verfügung, da R. gewohnt war, seine Eindrücke sofort schriftlich, sei es in Notizen, sei es in Briefen, zu fixieren und ebendadurch zu verarbeiten; indessen soll hier bloß ein Dreifaches hervorgehoben werden, was besonders charakteristisch ist für die Art seiner Selbsterziehung: vorerst die skrupulöse Ausnutzung der Arbeitszeit, die meist bis Nachts 12 Uhr ausgedehnt wurde und wobei die Strapazen weiter Märsche ebensowenig in Betracht fielen als die kaum minder anstrengenden tagelangen Beobachtungen

in zoologischen und paläontologischen Sammlungen; sodann seine originelle, durchaus von Schablone unabhängige Art des Studiums, so daß er z. B. in Nizza die reiche Fauna des Fischmarktes zum Objekte seiner Untersuchungen machte und dabei (nach eigenem Geständnis) jene scharfe Auffassung von Knochenformen sich aneignete, durch die er später berühmt war; endlich die ideale Auffassung von der moralischen Freiheit des Geistes als dem höchsten Ziele menschlichen Strebens, dem er durch gewissenhafteste Selbstprüfung, sowie durch gehaltvollen Gedankenaustausch mit Freunden nahe zu kommen suchte.

An dieser Stelle liegt die Frage wohl nicht allzufern, ob nicht R. in dieser Periode seines Lebens eine viel großartigere Wirksamkeit, wenigstens als Endziel, vor sich geschaut hat, als sie ihm thatsächlich später zu Teil wurde. Damit in Verbindung steht die andere Frage, die ihn persönlich mehrmals auf's tiefste bewegt hat, ob er nicht auf einem größeren Wirkungsfeld und von einer höheren wissenschaftlichen Warte aus noch Bedeutenderes vollbracht hätte, als er wirklich geleistet hat.

Die erste Frage läßt sich leichter beantworten. Unstreitig hat das großartige wissenschaftliche Leben in Paris und besonders in London, wie auch der Verkehr mit den berühmtesten Meistern seiner Wissenschaft einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Allein er ließ sich durch das Blendende großstädtischer Institutionen nicht leicht imponieren und erkannte auch deutlich die Gefahren, welche gerade für gewissenhafte, sorgfältige Arbeit in denselben liegen. Freilich dem Zauber einer Welt voll Geist und Anregung, Schönheit und Reichtum konnte sich der aus kleinen Verhältnissen herausgetretene phantasievolle Jüngling nicht völlig entziehen, aber gegen die Bezauberung war er durch die unauslöschlichen Eindrücke der Heimat gefeit. Erinnert es nicht an das wunderbare Lied jenes Fortunato (in Eichendorff's Marmorbild), vor welchem das verwirrende

Blendwerk der Nacht in das Nichts versinkt, wenn er nach einer farbenreichen Schilderung eines Pferderennens in Versailles, wo der Reiz eines Daseins voll Schönheit, Luxus und Reichtum verführerisch sich entfaltete, mit dem Bekenntnis schließt:

„Ein Schluß bleibt, Ein Gedanke überwiegt, Ein Grundton des bisherigen Lebens bleibt, er heißt: Heimat, wie bist mir so lieb! Ueber die glänzenden Zimmer des königlichen Schlosses, über die Blumenbüsche, über die schönen Bildsäulen hinaus ragt der blaue Himmel und bringt mir die frischen Lüfte der Heimat. — Heimat, wie bist mir so lieb! Warum, das kann ich kaum sagen; allein die Worte enthalten alles, was ich fühlen und denken kann; sie füllen das ganze Gemüt aus, sie lassen keine Leere. Ja, dieser Eine Gedanke schließt alle Lücken, welche alle die reiche Befriedigung hier noch lassen würde. Er ist mir alles, Heimat umfaßt alles, inneres und äußeres Sein und Leben. Still, verborgen, arm aber frisch, frei und warm will ich bleiben; ich will in die Heimat zurückkehren!"

Man darf ruhig sagen, dieses Heimatbedürfnis, verbunden mit einer Anzahl von persönlichen, häuslichen und amtlichen Verhältnissen, welche demselben entgegen kamen, hat R. seinem Vaterlande bleibend erhalten, und das Heimatgefühl hat ihm einen weiteren Wirkungskreis bis zu einem gewissen Grade ersetzt.

Unter den angedeuteten weiteren Motiven muß vorerst, der Reihenfolge der Ereignisse entsprechend, seine im Jahre 1855 erfolgte Verehelichung mit der Schwester seiner Schwägerin, mit Jungfrau Laura Fankhauser erwähnt werden, eine Verbindung, welche ihn nicht nur eine reichbegabte, hingebende und verständnisvolle Lebensgefährtin gewinnen ließ, sondern durch sie zugleich ein zweites Heim und, was er besonders wertschätzte, eine zweite Jugend- und Kindeszeit im trauten Familienkreise des ihm überaus sympathischen Pfarrpaares Fankhauser. Ihr schönes Landgut in Oberburg

bei Burgdorf wurde für ihn die liebste Erholungsstätte, denn da fand er außer Familienleben, das Beste, was seines Erachtens der Mensch von weltlichen Gütern erreichen könne, Bildung auf dem Boden guter Tradition und Landleben veredelt durch Geschmack und Kultur.

Weniger befriedigend gestalteten sich anfangs seine eigentlichen Berufsverhältnisse. Zwar wurde ihm schon im Jahre 1853, d. h. bald nach seiner Rückkehr aus Italien, eine außerordentliche Professur für vergleichende Anatomie an der Universität Bern angeboten, allein unter für ihn sehr drückenden Abhängigkeitsbedingungen. Auch waren die Besoldungsverhältnisse derart, daß er noch den naturwissenschaftlichen Unterricht an der Real- und Industrieschule übernahm und dadurch sehr belastet wurde. Kurz, seine Stellung in Bern war so unbefriedigend, daß er sich zu Anfang des Jahres 1854 brieflich an seinen berühmten Kollegen Sir R. Murchison in London wandte und anfragte, ob er sich einer projektierten wissenschaftlichen Expedition nach dem Himalaja unter Schlagintweit anschließen könne. Erfreulicher war das Interesse, das man seinen öffentlichen Vorträgen naturbeschreibender Art („Schilderungen von Bau, Form und Farbe unseres Kontinents auf einem Durchschnitt von England bis Sizilien") in Bern und deren ebenfalls 1854 erfolgten Veröffentlichung entgegenbrachte. Als ob es nur eines solchen äußeren Anstoßes bedurft hätte, begann man gleichzeitig an der Akademie in Lausanne und am eidgenössischen Polytechnikum sich für den talentvollen Naturforscher zu interessieren. Schon hatte er auf die Offerte einer Lehrstelle für Geologie und Paläontologie in Zürich privatim seine Bereitwilligkeit erklärt, als, bevor die definitive Wahl durch den Bundesrat erfolgt war, von Basel aus im August 1855 der Ruf an ihn erging, die neugegründete Stelle an der Universität für Zoologie und vergleichende Anatomie anzunehmen. Es waren besonders die Professoren Peter Merian und Wilhelm Vischer,

beide mit R. bei früheren Anlässen bekannt geworden, welche diesen für ihn wie für die baslerische Hochschule ehrenden Ruf vermittelt hatten. R. zögerte nicht, obschon damals noch die Besoldungen in Basel als sehr klein bekannt waren und er darum noch den naturgeschichtlichen Unterricht an der Gewerbeschule zu erteilen hatte, diese Lehrstelle anzunehmen. Ihn zog Basel besonders an durch die Aussicht, hier selbständig und unabhängig, getragen vom Vertrauen der Behörden und von der Achtung wohlwollender Kollegen, unbeengt von kleinlichem Cliquenwesen oder politischen Parteiungen, seine Kraft ganz der Universität und der Wissenschaft widmen zu können. Dieser Wunsch, der zugleich sein persönlicher Vorsatz war, ging thatsächlich in Erfüllung. R. fand von Anfang an freundliches Entgegenkommen von seiten der hervorragendsten Lehrer der Hochschule, außer den genannten besonders von C. Jung, Schönbein, Miescher und Wackernagel. Er erhielt ferner in Peter Merian wie einst in Prof. B. Studer zugleich einen vorbildlichen Lehrer und älteren Freund. Auch seine Familie fühlte sich am neuen Wohnort, wo Anverwandte und Bekannte nicht fehlten, bald heimisch; sein Sohn, der zu seiner Freude heranwuchs, fand hier seine Freunde und später seine Zukunftsstellung. Als R. im Jahre 1867 in ehrenvoller Weise das Basler Bürgerrecht erteilt wurde, war thatsächlich Basel seine zweite Heimat geworden. Darum konnte R., der dauernde Trennung von der Heimat eigentlich als innere Hemmung empfand, später nicht anders, als Offerten und Berufungen nach auswärts abweisen (1868 nach Bern, 1875 nach Zürich), auch wo ihm dies im Hinblick auf größeres Wirkungsgebiet und bedeutendere Hilfsmittel (1878 Dorpat) momentan recht schwer wurde.

Schwieriger ist jene andere, oben aufgeworfene Frage zu beantworten, ob dieser so reich mit Wissen und Geist ausgestattete Gelehrte nicht weit mehr hätte erreichen können an irgend einer

Zentralstelle der Wissenschaft, zu welcher ihm ja bei geringer Bemühung seinerseits der Weg durchaus offen gestanden hätte. Sie wird sich vielleicht überhaupt nicht, jedenfalls bloß im Hinblick auf das, was er unter den thatsächlichen Verhältnissen geleistet hat, lösen lassen.

R. war beides, Lehrer und Gelehrter, und beides ganz, aber das letztere unstreitig mit größerem Erfolg. Einer seiner ehemaligen Schüler [1]) giebt ihm das Zeugnis, daß die Thatsachen der Anatomie und der Naturgeschichte der Wirbeltiere, die sich, seit den Zeiten Daubentons und Blumenbachs aufgespeichert haben, in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schwerlich irgendwo in solcher Vollständigkeit, geschweige denn in so glänzender Darstellung zusammengestellt worden sind, wie bei ihm. Aber gerade für solchen Reichtum und solche Gründlichkeit des Wissens waren viele seiner Zuhörer nicht hinlänglich vorbereitet. R. wußte dies wohl und schreibt gelegentlich aus Oxford, freilich unter dem Eindruck des Moments: „Studenten in Oxford und ‚Studenten‘ in Basel! hilf Himmel, welch entsetzlicher Kontrast!“ Größer war wohl noch das Mißverhältnis zwischen dem Dargebotenen und dem Empfangenden bei seinem Unterrichte an der Gewerbeschule, der ihm übrigens im Jahre 1869 abgenommen wurde. Am meisten empfand er an seinen Schülern den Mangel an Beobachtung; das bildete für sein Temperament eine stete Versuchung zur Ungeduld und bot gelegentlich Anlaß zu sarkastischen Aeußerungen über Stadtkinder. Dennoch war nach einer Seite, und gerade nach der wichtigsten, der erzieherischen, sein Einfluß überaus groß und zwar auf Studierende wie auf Realschüler. „Gleich bei Beginn ihrer Studien bekamen seine Schüler durch ihn den Eindruck, es sei etwas großes und heiliges um die Wissenschaft, und wer sich ihrem Dienste widmen

---

[1]) H. G. St. a. a. O.

wolle, der habe dies mit reinem Sinn und unter Aufwendung seiner besten Kräfte zu thun. Dieser Eindruck ist für die edler denkenden unter R's. Schülern ein dauernder geblieben, und er ist für manchen derselben zu einem die fernere Lebensführung bestimmenden Leitsterne geworden."[1])

Sein Vortrag war so charakteristisch, daß man auch aus andern Fakultäten Gelegenheit suchte, in seinen Vorlesungen zu hospitieren. R., der mit großer Fertigkeit französisch, italienisch und englisch sprach und z. B. gelegentlich in London vor einem sehr erlauchten Kreis von Fachgelehrten einen englischen Vortrag hielt, vermied fast peinlich die eigentlich hochdeutsche Aussprache und ließ, obschon er in einem grammatisch korrekten Gutdeutsch vortrug, im Tonfall der Vokale und in der rauhen Wiedergabe der Gutturale durchaus sein bernisches Idiom durchklingen. Dieser, durch Tonfarbe, durch Länge und Zahl der Satzperioden, endlich durch unruhige Gestikulation scheinbar unbeholfene Vortrag war nun aber getragen von einer eigentlichen verborgenen Glut der Begeisterung, wurde gehoben durch die lebendige rhetorische Form und unterstützt durch die kunstreich zeichnende Hand, so daß ihm jede Schwerfälligkeit benommen war.

Schwieriger ist es naturgemäß an dieser Stelle seine Bedeutung als Gelehrter zu würdigen und man wird hier lieber kompetenteren Beurteilern das Wort lassen. R. ging auch als Gelehrter seine eigenen Bahnen. Die Probleme waren ihm weder durch die wissenschaftliche Zeitströmung noch durch irgend eine Autorität zugewiesen, sondern traten an ihn heran, teils im Zusammenhang mit seiner eigenen Entwicklung wie die Probleme über Thal- und Seebildung, teils auf mehr zufällige Weise wie diejenigen der Pfahlbauten und die Egerkinger Fauna, sowie die Untersuchungen über

---

[1]) His a. a. O.

fossile Schildkröten, indem ihm Funde und Sammlungs-Objekte zur Bestimmung vorgelegt wurden. Aber seine ganze, ungewöhnliche Kraft, unermüdlichen Fleiß und peinlichste Sorgfalt setzte er nun an die Lösung dieser Aufgaben und führte sie in immer neuen Anläufen und immer neuen kleineren Abhandlungen durch zwei bis drei Jahrzehnte hindurch in einer solchen Weise und mit solchem Geiste aus, daß nicht bloß seine Arbeit als Muster von Zuverlässigkeit und Genauigkeit anerkannt wurde, sondern oft dadurch der Forschung ganz neue Richtungen eröffnet wurden. Beispielsweise begnügt sich R. nicht etwa damit, die vorgefundenen Knochensplitter, Ueberreste vom Speisetisch der Pfahlbauer, zu bestimmen und daraus ein Bild der Tierwelt jener Periode zu entwerfen, sondern er zieht daraus Schlüsse auf das Verhältnis von Wildtier und Haustier und hieraus wieder auf den Kulturzustand der Menschen; andrerseits erweitert sich ihm die Untersuchung zur Forschung über das Verhältnis der damaligen und der jetzt lebenden Haustiere und zuletzt überhaupt zu einer vollständigen Entwicklungsgeschichte der Huftiere. Das alles aber geschieht nun nicht in bloß theoretischer oder schematischer Weise, sondern gestützt auf ein großes Material von Knochen und Fossilien, das er teils auf seinen Reisen in fremden Museen beobachtet, teils in Basel mit großer Mühe und unter Beihilfe von Gelehrten und sogar von hochstehenden Persönlichkeiten des Auslandes angesammelt hatte. Als Beweis, wie sehr dabei größter Scharfsinn mit kühner Kombinationsfähigkeit verbunden war, diene der Schluß, welchen er aus einem in den Pfahlbauten gefundenen Knochensplitter des wilden Schwanes zieht: Da der wilde Schwan sich in unseren Gegenden bloß im kalten Winter zeigt, so beweist jener Fund, daß die Pfahlbauten auch im Winter nicht verlassen waren. Ebenso fein und kühn wird aus dem Umstand, daß wenig, und durchaus keine zerbrochenen, Knochen des Hasen gefunden wurden, nicht bloß etwa gefolgert, daß dieses

Tier nicht gegessen wurde, sondern daß auch bei den Pfahlbauern wie anderwärts religiöse Scheu solches verbot. Wie scharf er beobachtete und wie richtig er kombinierte, zeigte sich gelegentlich auch daran, daß er aus unbedeutenden Bruchstücken auf besondere Tiergestalten schloß, deren Ueberreste dann später in reichlicher Menge aufgefunden wurden und seine Aufstellungen glänzend bestätigten. Und wie er jedes Problem zu Ende dachte, das geht unter anderem daraus hervor, daß er die lange Kette prähistorischer Rinder verfolgt bis auf ihre Abkömmlinge in der Gegenwart und so die wissenschaftlichen Grundlagen zu einer sichern Unterscheidung, speziell der schweizerischen Viehrassen, darbietet, welche sogar für die rationelle Viehzucht von Bedeutung geworden ist. Den größten Aufwand von Mühe hat er eigenem Geständnis nach auf die Bestimmungen der sogenannten Egerkinger Fauna verwendet. Wenn man jene im Museum aufgestellte Sammlung von kleinsten Zahnreihen und Einzelzähnen fossiler Säugetiere aus einer längst entschwundenen Erdperiode betrachtet und sich sagt, daß daraus für ihn eine ganze Tierwelt entstand von höchst eigenartigen Formen und daß dadurch wichtige Zusammenhänge zwischen der Tierwelt der neuen und der alten Welt für die Tertiärperiode bewiesen wurde, wenn man schließlich bemerkt, wie auch diese sehr kühnen Ergebnisse die Anerkennung der bedeutendsten Autoritäten in Europa und Amerika fanden, so kann man auch rein vom Laienstandpunkte aus sich der höchsten Bewunderung nicht enthalten.

Zoologie als Natur-Geschichte im vollen Sinn des Wortes aufzufassen und den Fäden nachzuspüren, welche heutige mit früheren Generationen von Geschöpfen verbindet, das betrachtete R. als die eigentliche, dringende Aufgabe des Naturforschers. Diese hat er zunächst gelöst an der Hand der Pfahlbaufunde für die Haustiere. Er ist und bleibt der Begründer einer wissenschaftlich-anatomischen Rassenlehre; er hat die Haustiergeschichte auf den richtigen Boden

gestellt und sie wie kein zweiter gefördert. Die also gewonnenen Ergebnisse bildeten für ihn dann den Anfang und die Aufforderung zum Studium der Verwandtschaftsbeziehungen der Rinder und zuletzt zu der Abstammung der gesamten Huftiere, indem auch die ausgestorbenen Arten benutzt und die Paläontologie zu Rate gezogen wurde. Auf die gleiche Weise, also an der Hand der Erdgeschichte, erklärte er dann auch die heutige Verteilung der Tierwelt, die Tiergeographie.[1])

Außer mit Tiergeschichte befaßte sich R. auch, freilich viel weniger eingehend, mit Menschheitsgeschichte. Die Forschungen über schweizerische Schädelformen, welche er im Verein mit seinem Freunde Prof. His besonders an dem Material bündnerischer Beinhäuser unternommen hatte, und ihre Ergebnisse bilden zum Teil noch jetzt die Grundlage für die Archäologie und die Geschichtsanschauung über die ältesten Alpenvölker; doch hat R. dem Schreiber dieser Zeilen noch im letzten Lebensjahre geäußert, daß seine Arbeiten auf diesem Gebiete der Ergänzung und Umarbeitung bedürftig seien. Von den Untersuchungen endlich, welche der Erdgeschichte im engern Sinne gewidmet sind, besonders von den Studien über Thal- und Seebildung bezeugt ein maßgebender Beurteiler,[2]) daß heute noch die Probleme der Gestaltung unserer Erdoberfläche an der Hand derselben diskutiert werden. „Die Thäler sind keine bei der Gebirgserhebung gewaltsam aufgerissene Klüfte, es sind die Rinnen, welche das fließende Wasser allmählich sich selbst gegraben; die Seen, ein naturhistorisches Geheimnis, sind ephemere Erscheinungen, kleine Episoden in der Geschichte rasch wachsender Thäler.“

Der ganze Reichtum seines Wissens und seines Geistes offenbart sich wohl am deutlichsten in zwei kleinen Abhandlungen:

---

[1]) Nach Keller a. a. O.

[2]) Prof. C. Sch. in den „Basl. Nachr.“

„Ueber die Herkunft unserer Tierwelt“ und „Ueber die Grenzen der Tierwelt.“ Von jener sagt der erste deutsche Paläontologe, Prof. Zittel in München: „Obwohl seit dem Erscheinen jener meisterhaften Skizze das paläontologische Material durch neue Entdeckungen in Europa und noch mehr in Nord- und Südamerika mindestens verdoppelt wurde, so brachte diese unerwartete Vermehrung doch in den meisten Fällen nur eine Bestätigung der von R. auf beschränkte Erfahrung gestützten Anschauungen.“ Die zweite Schrift ist besonders darum bedeutungsvoll, weil darin R. ausdrücklich Stellung nimmt zum Darwinismus. Nirgends zeigt sich deutlicher die absolute Selbständigkeit und Gewissenhaftigkeit seines Forschens als der genannten Richtung gegenüber, die sich bekanntlich in gewissen Vertretern als wissenschaftlich unfehlbar geberdete. R. war bei seinen Untersuchungen über die Geschichte der Wirbeltiere rein auf dem Wege der Beobachtung zur Erkenntnis der Veränderlichkeit und Umbildungsfähigkeit der Arten gekommen, so daß Darwin im Jahre 1865 schrieb: „Ich denke, Rütimeyer, für den ich große Hochachtung empfinde, ist auch mit uns,“ und daß man behauptet hat, R. habe wohl am meisten zur Befestigung der Entwicklungslehre in der Schweiz gethan. Der eigentlichen Darwin'schen Theorie gegenüber verhielt er sich aber durchaus kritisch, wie er denn zeitlebens einen wahren Horror hatte vor der Zwangsjacke jeglicher Theorie. Demnach trat er nicht bloß den Anmaßungen und Fälschungen eines E. Häckel mit großer Schärfe entgegen, sondern er verwies auch die Selektionshypothese, d. h. die Annahme eines Fortschrittes zum höchsten nur durch natürliche Auslese, in das Gebiet der privaten Ansichten und ließ sich von keinem Zetergeschrei irre machen.[1]) In seiner erwähnten Abhandlung über die Grenzen der Tierwelt bezeichnet er die Grenze nach unten, zwischen Tier und Pflanze,

[1]) R. B. a. a. O.

als eine abstrakte Konzession an unser Auge, das sich außerhalb von Schranken auf allen Gebieten des körperlichen wie des geistigen Erkennens so unbehaglich und verlassen fühlt." Dagegen erscheint ihm die Grenze nach oben, zwischen Tier und Mensch, viel schwieriger zu bezeichnen; das ist „eine nicht nur Wissen, sondern auch Gewissen fordernde Frage." „Das Forum ist das Herz der Menschheit und unhörbar, aber deshalb doch vernehmlich (sei es früher, sei es erst im Augenblicke, da der Leib des Individuums auf immer einschläft) erwacht die Stimme, welche ihm sein körperliches Leben deutet, tief aus dem Innern eines Jeden, welcher es wagt, fromm, das heißt ohne Egoismus, und dankbar, das heißt der eigenen Unzulässigkeit geständig, das ihm für kurze Zeit geschenkte Licht der Welt in sich zu kehren." Ob nun auch sichtbare, feste körperliche Grenzen nach oben fehlen, so giebt doch die mannhafte Prüfung des eigenen Geisteslebens den sicheren, allerdings auch individuellen Maßstab, sein Verhältnis zum Tiere abzumessen. Der Unterschied zwischen Mensch und Tier ist das Maß, in welchem er die Pflicht ausübt: „nosce te ipsum!" Der Kampf ums Dasein aber hat den Drang nicht menschlicher, sondern tierischer gemacht; das „Drängen nach Bewußtsein, nach innerer Erkenntnis ist die wahre Triebfeder, welche aller Schöpfung per aspera ad astra forthilft."

In der Stellung als Vorsteher der naturwissenschaftlichen Anstalten verband sich aufs schönste die Thätigkeit des Gelehrten mit derjenigen des Lehrers. Als R. 1855 die Professur für vergleichende Anatomie und Zoologie antrat, fand er eine kleine vergleichend-anatomische Sammlung von etwa 1000 Nummern vor. Bei seinem Rücktritt im Jahre 1893 konstatiert der Bericht einen Bestand von 6000 Präparaten, darunter 700 Skelette und 1400 Schädel. Dieses Resultat scheint groß schon im Hinblick auf die beschränkten Mittel, welche zur Verfügung standen (früher 1300, von 1877 an 1800 Fr. für Unterhalt und Bedienung);

es tritt aber erst in das richtige Licht, wenn man erwägt, daß die systematische Vergrößerung, die einsichtsvolle Ergänzung und Anordnung dieser Sammlung fast völlig das Werk Rütimeyers ist, eines Fachmannes ersten Ranges auf diesem Gebiete. Darum ist es begreiflich, wenn R. auf diese seine Schöpfung stolz war und es bitter empfand, daß sie, hauptsächlich infolge ungünstiger Aufstellung viel zu wenig zur Geltung kam, und wenn er darum nicht müde wurde, für dieses vielfach unersetzliche Urkundenmaterial der historischen Zoologie würdigere Ausstellungsräume zu verlangen. Ebenso verständlich ist aber auch die Befriedigung, die er empfand, und von der ein Brief Zeugnis ablegt, als er im Jahre 1877 beim Besuch im britischen Museum entdeckte, daß für Osteologie der Schildkröten und Rinder die Sammlungen in Basel reichhaltiger und vollständiger waren als diejenigen der Weltstadt.

Seit dem Jahre 1883, d. h. nach dem Tode Peter Merians fiel ihm auch die Aufsicht, was ziemlich gleichbedeutend war mit der Besorgung, der naturwissenschaftlichen Sammlungen im Museum zu. Bestrebt, die Traditionen seines großen Vorgängers in jeder Hinsicht zu befolgen, opferte er dieser neuen Pflicht viel Zeit und Kraft. Man möchte sagen zu viel, wenn man erwägt, wie unter dieser Arbeit seine Gesundheit Schaden litt und wie dabei eine Menge rein mechanischer und manueller Arbeit durch einen Gelehrten verrichtet wurde, welche anderwärts das Abwartspersonal auszuführen hat, z. B. Umstellen der ausgestopften Tiere, Schutzvorrichtungen gegen Staub, Schimmel und Insektenfraß bei denselben, Dislokationen von Teilen der mineralogischen Sammlung u. s. w. Auch bei dieser Verwaltung verfolgte übrigens R. ganz bestimmte und zweifellos bedeutsame Ziele, erstlich die Lostrennung von kleinen Unterrichtssammlungen für die Universitäts- und Vorlesungsräume von dem Hauptkörper der öffentlichen Schau- und Lehrsammlung im Museum, ferner die Vereinigung der bisher getrennten Samm-

lungen fossiler und ausgestopfter Tiere und deren Neuaufstellung nach dem Gesichtspunkt der Tiergeschichte und der Tiergeographie, endlich Vereinigung der geologischen und der mineralogischen Sammlung zu einer Anstalt. Es ist klar, daß dies eine völlige Veränderung, aber auch einen großen Fortschritt in unsern Sammlungen bedeutet. Wenn er dieses sein Ziel zum großen Teile nicht erreichte, so war gewiß nicht Mangel an Energie und Ausdauer schuld, sondern vor allem die Beschränktheit der Räume und die Kürze seines Lebens. Wie er aber auch hier Treue im Kleinen geübt hat, davon geben auch die mit peinlicher Genauigkeit geführten Abrechnungen über die gewährten Kredite, sowie die mit altmodischer Umständlichkeit doppelt in Reinschrift hergestellten Jahresberichte einen kleinen Beweis.

In vielfacher Weise stellte er sein Wissen und seine Gelehrsamkeit in den Dienst öffentlicher, vaterländischer oder bürgerlicher Interessen. Dem schweizerischen Alpenklub diente er besonders in den ersten Jahren seines Bestehens durch wertvolle Abhandlungen, die in den Jahrbüchern des Vereins veröffentlicht wurden, sowie durch mehrere Itinerare, am meisten aber wohl dadurch, daß durch ihn Fragen von weittragender Bedeutung in den Vordergrund gerückt und so der Verein vor dem naheliegenden Abweg bewahrt blieb, bloß in alpiner Gymnastik und Bergsport aufzugehen. Speziell der Basler Sektion des Alpenklubs leistete er lange Jahre seine Dienste als Oberbibliothekar und manche selten gewordenen Helvetika wanderten da aus seiner Privatbibliothek stillschweigend in die Sektionsbibliothek. Aber er fühlte sich auch in der Gesellschaft, welche ihm dort geboten wurde, wohl wie selten sonst und blieb bis in die späten achtziger Jahre ein regelmäßiger, gern gesehener und auch recht gemütlicher Klubgenosse. Die Jahrbücher dieses Vereines geben ferner Kunde von seiner unverdroßenen Thätigkeit an dem im Ganzen wenig gewürdigten Werke der Rhonegletscher-

vermessung, das den Zweck hat, die jährlichen Schwankungen der Gletscherbewegung zu konstatieren, um daraus Aufschlüsse über die Veränderungen jenes Gletschers und der Gletscher überhaupt zu erhalten. Den vorläufigen Abschluß dieses großartig angelegten Unternehmens, für das er zuerst die Teilnahme des schweizerischen Alpenklubs, hernach die des schweizerischen Bundesrates gewinnen mußte, erlebte er nicht; er schrieb noch die Einleitung zu der längst geplanten größeren Publikation über die Ergebnisse der ersten zwanzig Beobachtungsjahre, aber der fertige Druck kam ihm nicht mehr zu Gesicht.

Auf andere Bethätigungen kann nur hingewiesen werden. In der Naturforschenden Gesellschaft Basel hielt er in den 40 Jahren seiner Mitgliedschaft 66 Vorträge; die schweizerisch-paläontologische Gesellschaft half er gründen. Entsprechend baslerischen Traditionen übernahm er akademische und populäre Vorträge in der Aula, im Bernoullianum, sogar in den Arbeitersälen. Als Mitglied des Sanitätskollegiums nahm er genaue Messungen und Untersuchungen des Grundwassers vor, machte dabei auf das kostbare Wasserreservoir in Klein-Basel aufmerksam und gab den Anstoß zur Errichtung des Pumpwerkes in den Langen Erlen.

Still und zurückgezogen war sein Privatleben. Auf gesellschaftliche Unterhaltungen hielt er nicht viel, weil er sie als Zeitverlust taxierte. Kam aber ein besonderer Familienanlaß, so entzog er sich nicht, sondern wußte, meist durch einen wunderschön zusammengestellten Strauß von Feldblumen und eine damit in feine Verbindung gebrachte Rede, früher wohl auch durch Gedichte, die bei aller Anspruchslosigkeit der Form durch ihre Gemütstiefe und wahren poetischen Gehalt an die Hebel'sche Muse erinnern, seiner Teilnahme sinnigen Ausdruck zu geben, und wenn irgendwo sein Rat oder seine Hilfe nötig war, so reute ihn weder Zeit noch Mühe. Seinen freilich mehr passiven als aktiven Familiensinn bekundete er sonst am meisten im Verkehr mit seinen Eltern, besonders in Haus und Familie

seiner Gattin, wo er, da der würdige Patriarch des Hauses erst im 90. Lebensjahre starb, bis in sein höheres Alter das ihn wahrhaft beglückende Bewußtsein hatte „Kind des Hauses" zu sein. Dort bei den einfachen Arbeiten in Haus, Garten und Feld, an denen er eifrig teilnahm, konnte man sehen, welch' wahrhaft fröhliche Natur dem im Banne seines Pflichtenkreises oft etwas unnahbaren Professor in der Heimatluft seines geliebten Emmenthales eigen war. Später zog er sich mehr auf den Familienverkehr mit den nächsten ihm gebliebenen Angehörigen zurück. Außerordentlich hoch und dankbar schätzte er ein ihn von der Studentenzeit bis in seine letzten Tage mit einem Altersgenossen in Bern verbindendes, unwandelbar inniges Freundschaftsverhältnis.

Zu Hause führte er ein Leben voll intensiver Geistesarbeit und energischer Gedankenkonzentration; gegen Störungen jeder Art war er empfindlich, sie wurden ihm darum von der verständnisvollen Gattin möglichst ferngehalten. Dabei war seine Lebenshaltung schlicht, fast bescheiden. Von Jugend auf zur Einfachheit erzogen, machte er höchst geringe Ansprüche an Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Daseins; die Atmosphäre altbürgerlicher Solidität sagte ihm am besten zu. Die eigentliche Werkstätte seines Schaffens war seine, mit wenigen aber guten Landschaftsbildern und einigen lieben Photographien ausgestattete Studierstube, worin die nicht sehr große, aber erlesene und vortrefflich geordnete wissenschaftliche Bibliothek stand und sein mit Briefen aus allen Weltteilen übersäeter Schreibtisch. Eine gewisse körperliche Erholung bildeten tägliche Spaziergänge nach irgend einem schönen Punkte in der nähern oder fernern Umgebung oder auch nach dem Standort einer interessanten Pflanze, einer seltenen Blume. Ueberhaupt waren Blumen von Feld und Wald, diese schlichten, anmutigen Kinder der Natur, ein Lebenselement für ihn; sie schmückten zu jeder Jahreszeit sein Zimmer und verliehen ihm einen Hauch stiller

Freundlichkeit. Geistigen Genuß und damit Erholung fand er vor allem in der Musik, d. h. im Anhören bedeutender Tondichtungen, sowie im Lesen guter französischer und englischer Litteratur. Ein paar Beispiele mögen die Universalität seiner Bildung, aber auch zugleich die emsige Weiterbildung beleuchten.

Bei seinem ersten Aufenthalt in Italien äußert er sich nirgends über Kunst und Kunstwerke; am Serapistempel in Pozzuoli sieht er nur die Spuren der Bohrmuscheln und schreibt 1852: „Italien läßt mich kalt und teilnahmlos.“ Etwa zwei Jahrzehnte später aber lesen wir: „Michel Angelo und Raphael, ihr seids, die ihr den Gottesgedanken am reinsten verstanden habt; ja, wenn dem Menschlichen vergönnt ist, ein Göttliches zu spüren, so habt ihr es erreicht! O Italien, du um vier Jahrhunderte entlegenes Eden u. s. w.“ Von da an fehlen nie in seinen Briefen Aeußerungen, welche von kunstgeschichtlichem Studium und Verständnis zeugen, und sie allein schon würden beweisen, daß R. nicht umsonst Kollege des berühmten Basler Kunsthistorikers gewesen ist. — Als er 1879 in der Bretagne weilte, schrieb er gelegentlich, wie er jetzt zur Erholung Kants „Kritik der reinen Vernunft“ und Lotzes „Mikrokosmus“ studiere. — Im Jahre 1873 las er mit ausführlichen Excerpten das Buch von Dr. Fr. Strauß: „Der alte und der neue Glaube“ und schloß seine scharfe, aber treffende Kritik über dieses „Beispiel dessen, was man an Impietät und Undankbarkeit leisten kann gegen Kräfte, durch welche wir doch schließlich alle aufgewachsen und zu dem wenigen geworden sind, was wir sind,“ mit dem Satze: „Ich meinerseits bedanke mich also des höflichsten für diese neueröffnete Herrlichkeit und muß sogar gestehen, daß ich lieber bei der Bergpredigt bleibe als bei Nathan.“

Die zuletzt erwähnte Mitteilung gestattet nun auch einen Schluß auf ein Gebiet, über das R. sich zwar selten aussprach, das er sich aber ebenso entschieden für sein praktisches Verfahren reservierte, das

religiöse. Es wäre profan, den Schleier der Ehrfurcht wegzuziehen, mit dem R. selbst vor der Welt sein Innerstes zumeist verbarg, obschon er z. B. sich des Kirchenbesuches nicht schämte. Dennoch ist die Frage, wie dieser Naturforscher sich zum christlichen Glauben verhalten habe, weder eine müßige noch eine neugierige, führt sie doch auf die tiefsten Wurzeln der Kraft zurück, aus denen vor allem seine Gewissenhaftigkeit erwachsen ist. Daß er sich mit dem religiösen Problem philosophisch auseinandergesetzt hat, ist bei ihm selbstverständlich; doch hielt er nicht viel auf metaphysische Schlüsse und Aufstellungen. Das unmittelbare Element, in dem die Religion lebt, ist und bleibt ihm Gefühl und Gefühlsgewißheit. Das religiöse Fühlen kann sich „nach eigenem Bedürfnis seinen Weg suchen, in kühnem Höhenfluge dem Denken vorauseilen und sich auch in solche Geheimnisse von Welt und Gott versenken, für die das philosophische Denken auch nicht eine irgendwie wahrscheinliche Lösung zu geben weiß.“ Aus diesem Grunde ist er einer bloßen Vernunftreligion abhold. Aber auch eine unbestimmt pantheistisch gehaltene Religion, in welcher der Unterschied zwischen Materie und Gott aufgehoben wäre, scheint ihm unzulässig, obschon es allerdings gelte — und zwar in ernsterer Weise als das gewöhnliche Christentum zugebe — auch die Materie zu vergeistigen und zu ewigen Gütern umzugestalten in Weltbeherrschung und Weltverklärung. Allein „so lange wir Personen sind, zwingt uns dies, über der Materie ein persönliches summum numen zu postulieren, das wir anbeten dürfen und wo alles Unheilige nicht Stand hält und daher ein Reich der Gnade möglich ist.“ Schließlich sei noch ein Urteil über die Bibel angeführt, das auch in seiner Leichenrede seinen Platz gefunden hat: „Was daran Gottes- und was Menschenwort ist, darüber wird dich die Stimme Gottes in deinem Innern, das Gewissen, nie im Zweifel lassen, und wie das Gewissen, so wird also auch dieses Buch dein Richter sein. Oeffnest du es nie, ohne zu bedenken,

daß darin dein Gott zu dir spricht, der Allwissende, der ins Verborgene sieht, so wird es dir helfen, auch des Allgütigen, unsers Vaters im Himmel, Kind zu bleiben."

Vierzig Jahre durfte R. in fast ungeschwächter Kraft an der Basler Hochschule und zur Förderung von Wahrheit und Erkenntnis thätig sein. Obwohl es Jahre stiller Gelehrtenarbeit waren und R. sich in keinerlei Weise hervordrängte, vielmehr wissenschaftlichen Kongressen und großen Gelehrtenversammlungen möglichst aus dem Wege ging, so lenkte sich doch je länger je mehr die Aufmerksamkeit der naturwissenschaftlichen Kreise auf die Person des bescheidenen Gelehrten. Besonders boten verschiedene Reisen, welche er in den Jahren 1872 bis 1883 nach Italien, Frankreich, England, Holland und Deutschland unternahm, Anlaß zu Ehrungen seiner Person, obwohl er selbst da so lange als möglich incognito reiste. Als er 1874 Südfrankreich besuchte, wurde mit großer Umständlichkeit seinethalb eine für die Jahreszeit außerordentliche Frühjahrstour in die Pyrenäen veranstaltet. In den Sammlungen von Lyon, Turin, Bologna und Pisa durfte er schalten und walten nach Belieben. Besonders gefeiert wurde er auf einem Aufenthalt in England im Frühjahr 1877. Er schrieb darüber aus London: „So ängstlich ich so lange als möglich mein Incognito zu bewahren suchte, so fahnden nun die Geologen und Paläontologen, die Zoologen, die Archäologen, die Alpenklubisten nach meiner kostspieligen Zeit." Er wurde mit ehrenvollen Einladungen förmlich überschüttet; die Geological Society ordnete ihren Präsidenten ab, ihn zu bewillkommnen, ebenso die Zoological Society und das Commitee of the Scientifick Club. Die Royal Society veranstaltete eine Soirée im Burlington House zu seinen Ehren. Am Dinner der Geological Society nahm er den Ehrenplatz ein und „manches Gesicht, das mich anfangs von Fuß bis zu Kopf musterte, unterläßt dies nun sorgfältig. Im britischen Museum kommt man mir

mit Thüröffnen eiligst entgegen, wo ich in meinem Incognito lange zu parlamentieren hatte." Man räumte ihm dort ein eigenes Arbeitszimmer ein; aus sonst geschlossenen Räumen wurden ihm sechzig entsetzlich schwere Steinschädel vom Himalaja zur Untersuchung herbeigebracht; der aufmerksame Verwalter bot Tag für Tag sein ganzes Kontingent von Leuten auf, um ihm Alles vom Keller bis zum Dach herbeischleppen zu lassen. „So kann ich hoffen, nun in gewissen Kapiteln, namentlich Wiederkäuern, Meister zu sein. Ich denke nicht, daß gegenwärtig Jemand besser in diesem Kapitel zu Hause sein wird, und eine Linie von Geschöpfen durch und durch gearbeitet zu haben, ist immer für einen so entsetzlich beengten Knirps, wie ich es durch alle meine Verhältnisse bin, doch eine Genugthuung. An der Hundschüpfen dachte ich nicht, daß ich für die Himalaja-Fossilien je ein Urteil würde abgeben können, das in England und Indien zu beachten sein würde. Und doch ist das nur Effekt von Fleiß und Gewissenhaftigkeit."

Eben während jenes Aufenthaltes fand auch eine persönliche Zusammenkunft mit Darwin statt, mit dem er schon lange in brieflichem Verkehr stand. „Wir sprachen über alles mögliche, über die Schildkröten der Galapagos-Inseln, aber hauptsächlich über Agassiz. Es ist kein geringes Examen einem solchen Manne Rede zu stehen! — Ich gehe morgen zum Lunch zu Darwin und nachmittags zu Owen nach Richmond. Dies zu thun erforderte allerdings ein Leben von Arbeit, aber ist auch ein Lohn in der ernsten Geschichte dieses Lebens; denn ernsthaft stimmt es, mit solchen Männern in Verbindung zu treten und eine, wenn auch zu größter Bescheidenheit auffordernde Genugthuung ist es, sich von einem kleinen Graben des Emmenthales in den Verkehr mit so weltgebietenden Männern hinaufgearbeitet zu haben." — Wie wenig er sich aber auch damals von solchen Ehrenbezeugungen bestechen ließ, beweist unter Anderm der sehr bezeichnende Umstand, daß er

eine besonders vornehme Abendgesellschaft, wo er mit wissenschaftlichen und mit politischen Größen zusammenkommen sollte, durch einen Ausflug nach Oxford vermied, weil das doch nur eine bloße Schaustellung sei und er sich nicht extra dafür einen neuen Hut kaufen wolle.

Am Ende seines Lebens war R. Mitglied von mehr als vierzig wissenschaftlichen Gesellschaften des In- und Auslandes; er gehörte der Akademie von Petersburg und München an, war korrespondierendes Mitglied der anthropologischen Gesellschaft in Berlin, wirkliches Mitglied der Société impériale des sciences naturelles in Moskau, Ehrenmitglied des schweizerischen Alpenklubs, 1889 Ehrenpräsident des internationalen zoologischen Kongresses in Paris u. s. w. Basel hatte ihm 1867 das Ehrenbürgerrecht, 1875 den Titel eines Doktors der Philosophie geschenkt. Bei Anlaß seiner 25-jährigen Wirksamkeit als akademischer Lehrer, vereinigten sich Behörde, Universität, Alpenklub, naturforschende und akademische Gesellschaft und sehr viele private Freunde und Gönner, um dem verdienten Gelehrten öffentlich bei einem festlichen Bankett ihren Dank zu bezeugen. Es geschah dies außerdem in einer ebenso sein Wohlbefinden wie seine Wissenschaft fördernden Weise, indem ihm ermöglicht wurde, Reisen zu wissenschaftlichen und Erholungszwecken, die früher immer hastig und knapp ausgefallen waren, reichlicher und bequemer auszuführen. Diese Anerkennung, sowie das stete freundliche Entgegenkommen der Oberbehörde behielt er zeitlebens in dankbarer Erinnerung.

Mit den Jahren war ein großer Teil seiner Freunde und Mitforscher gestorben. R. hatte ihnen meist irgendwie einen Nachruf gewidmet. Dazu drängte ihn die Pflicht der Pietät und das Gefühl von öffentlicher Dankbarkeit, dann aber auch das Bedürfnis, Eindrücke bedeutender und in diesem Falle persönlicher Art auf ihre Ursachen zu prüfen und zusammenzufassen. Er handelt also auch

hier gewissermaßen als Naturforscher und sucht den Mann wiederum in den Schauplatz seiner Arbeit und unter das Gewicht der von ihm übernommenen Pflichten zu versetzen und das Lebensresultat an den Lebensbedingungen zu messen. Dabei hat er — und das zeigt wieder, wie die Maßstäbe, die er an das Menschenleben wie an die Wissenschaft anlegt, zuletzt ethischer Art sind — ebensoviel Bewunderung für das schlichte Heldentum der unverdrossenen Pflichttreue, des opferfähigen Bürgersinnes und des ehrlichen Strebens nach Wahrheit, wie für den Heroismus geistiger Größe, überragenden Wissens und universeller Bildung. Nicht bloß ein Darwin, ein Agassiz, ein Peter Merian, sondern auch ein Albert und Friedrich Müller, ein L. Imhoff, ein Andr. Bischoff-Ehinger und Bernoulli-Werthemann sind der Ehre der Würdigung durch R's. Geist und Feder teilhaftig geworden. In der Rede am Grabe von Peter Merian, dem Manne, der in der Bewunderung Rütimeyers gleich hoch stand wie in der Dankbarkeit, erhebt sich die Sprache Rütimeyers zu monumentaler Größe und Feierlichkeit; gewaltig und wuchtig schreiten die Sätze einher, und der Nekrolog wird zur Epopöe. Im Nachruf an seinen Freund und Gehilfen, Dr. Fr. Müller, durch dessen 1895 erfolgten Tod ihm, wie er schreibt, „seine rechte Hand und die Hälfte der ihm noch gebliebenen Kraft gebrochen wurde," sieht sich der Vereinsamte wehmütig um nach Helfern, welche die entstandenen Lücken ausfüllen werden. Doch erlebte er gerade in diesen letzten Jahren die Genugthuung und Freude, daß aus Basel selbst zwei Naturforscher erstanden, die Herren Dr. P. und F. Sarasin, welche für seine Arbeiten, wie für seine Pläne volles Verständnis und volle Sympathie zeigten. Sie wurden aus diesem Grunde und um der persönlichen Hochachtung und Freundschaft willen gegen ihren einstigen Lehrer, hinfort großartige und verständnisvolle Förderer seiner ihm so wichtigen naturwissenschaftlichen Sammlungen. Ihre sehnlich erwartete Rückkehr

aus ihrem fernen Forschungsgebiet und die erhoffte Neuordnung des Museums selbst zu sehen, war ihm dagegen nicht mehr gestattet.

Früher als der sonst so kräftige und durch körperliche Bewegung gestählte Körper zu fordern schien, verließ er dieses irdische Uebungsfeld seiner geistigen Kraft; nicht zu früh für den, der darin „die letzte und gute Zugabe zur Laufbahn des Menschen" erblickte. Zu rasches und zu angestrengtes Steigen hatte schon vor einer Reihe von Jahren seiner Gesundheit den ersten Stoß versetzt. Durch wiederholte Erkältungen, denen er bei seinem Aufenthalte in den unheizbaren Sammlungsräumen stets ausgesetzt war, wurde die Widerstandskraft des Körpers nach und nach vermindert. Das konnte ihm, dem scharfen Beobachter, nicht entgehen. Zuweilen stimmte es ihn tief herab, wenn er sah, wie nach und nach seine Natur die frühere Beweglichkeit und Elastizität verlor; aber dann bemühte er sich wieder umsomehr, die Freiheit des Geistes und dessen Unabhängigkeit vom gebrechlichen Körper zu bekunden. Nur notgedrungen, Schritt für Schritt zurückweichend, beschränkte er sein Arbeitsgebiet und zuletzt seine Arbeit, indem er einzelne Vorlesungen an Herrn Prof. Zschokke abgab. Seine Reisen, die früher stets mühsamen Forschungen gewidmet waren, wurden nun Erholungsreisen. In Begleitung seiner Gattin besuchte er ihm liebgewordene Gegenden am Mittelmeer und an den italienischen Seen, von allem angeregt und allen, mit denen er in Verkehr trat, Anregung spendend. Mancher warme Sonnenstrahl milden Friedens und stillen Glückes erhellte noch jene Zeiten, aber die Sonne, die so verklärend den Lebensabend beschien, war die untergehende. Die Kuren in der Schweiz, die Aufenthalte im Auslande brachten nicht mehr eigentliche Kräftigung. Mit schwerem Herzen, aber in klarer Selbstbeurteilung reichte er sein Gesuch um Entlassung von der Stelle eines aktiven Universitätsprofessors ein. Sie wurde ihm auf Neujahr 1894 in ehrenvoller Weise gewährt und zugleich, seinem Wunsche entsprechend, die Bestätigung

im Amte als Museumsvorsteher und Mitglied der Bibliothekkommission. Am 25. Februar 1895 feierte er in stiller Zurückgezogenheit mit seiner Gattin in Nervi seinen siebzigsten Geburtstag, aber Behörden, Universität und die Gesellschaften, denen er in Basel angehört hatte, ließen es sich nicht nehmen, wenigstens schriftlich, dem ferne Weilenden ihre dankbare Anerkennung für seine vierzigjährige Thätigkeit auf dem Boden von Basel und ihre herzlichen Wünsche für seine Wiederherstellung auszusprechen. Allein schon hatte sich die Bergtanne zum Falle geneigt; noch ein paar jener Erschütterungen, welche das Wurzelwerk von der Mutter Erde losreißen, und ihr Ende ist herbeigekommen. Diese Erschütterungen blieben nicht aus. Der rasche Hinschied seines liebsten, ältesten Großkindes, der Tod seines treuesten, langjährigen Mitarbeiters Dr. Fr. Müller, neue asthmatische Beschwerden und endlich zunehmende Herzschwäche führten, ohne daß seine geistige Kraft erheblich vermindert gewesen wäre, am 25. November 1895, sanft und ruhig sein Ende herbei, das Ende eines Lebens voll ungewöhlicher Begabung und ungewöhnlicher Wirkung, vor allem aber voll Lauterkeit, voll Pflichttreue, voll Idealismus.

* * *

Der Ueberblick über das Leben von Ludwig Rütimeyer und die Würdigung desselben wäre unvollständig, wenn der Blick nicht ausdrücklich noch auf zwei Stellen hingelenkt würde, wo der Naturforscher dem menschlichen Empfinden und Erkennen neue, jedenfalls wenig beachtete Perspektiven geöffnet hat. Vor allem läßt sich bei ihm jenes Naturbeobachten erlernen, das zum Naturempfinden wird, oder wie oben gesagt wurde, eine tiefere ästhetische Naturerfassung.

R. hat zwei sogenannte populäre Werke geschrieben: „Der Rigi. Berg, Thal und See. Naturgeschichtliche Darstellung der

Landschaft" (1877) und „Die Bretagne. Schilderungen aus Natur und Volk" (1883). Beide sind gewissermaßen Dankopfer an die Natur, die ihm Stärkung des Geistes und Körpers gegeben, Quittungen über erhaltene Wohlthaten. Beide sind aber auch von dem Bestreben erfüllt, andere auf dieselbe Höhe der Empfänglichkeit für Naturoffenbarung und der Fähigkeit für Naturempfinden zu führen, auf welcher der Beschreibende selbst steht. Man wird nicht sagen können, daß eine solche Belehrung überflüssig sei in einer Zeit, wo das Reisen zur allgemeinen Passion geworden, landschaftliche Schönheit ausgeboten und mit Liebhabereifer aufgesucht wird, wo aber andrerseits die ganze Hast modernen Verkehres sich auch in der Erholung äußert, wo das Beschauen selten zum Anschauen wird, von Naturschönheit mehr genascht als genossen wird, wo die Vielheit der Gesichtsbilder nach Art der Nebelbilder wirkt, wo der sogenannte Naturgenuß oftmals nichts anderes ist als der Reiz der Neuheit oder die Befriedigung, sich imponieren zu lassen, wo selbst der Tourist oft nur seine Schuhe mit dem besuchten Gebirge bekannt zu machen beabsichtigt. Die Lehren, die nun R. dieser Zeit giebt, sind etwa diese: Wir müssen wieder der Natur selbstlos, vertrauensvoll, kindlich ins Auge blicken, um den Reiz ihrer Schönheit zu empfinden. Vertiefung des Herzens, Abkehr vom Augenblick, Vergessen der eigenen Person sind die Grundvoraussetzungen aller Empfindung des Großen und Idealen. Solches sind die subjektiven Bedingungen zum Naturempfinden. Andere liegen im Objekte, in der Natur selbst. Den Eindruck der Schönheit weckt bloß das Landschaftsbild, das einfach ist und von individuellem Charakter; sonst drängt sich das Begehren nach Erklärung vor, neben welcher jene Andacht nicht bestehen kann. Schön wirken in der Landschaft darum vor allem die Seen. Sie heben die Berge auf einen schimmernden Zauberschemel, der uns der Alltäglichkeit entrückt und uns erhöht; sie befähigen uns, den ganzen

Eindruck in einem Guß zu empfangen und idealisieren gleichzeitig das Objekt der Anschauung. Berge dagegen und Thalhintergründe wecken eher Ahnung als Andacht; sie wirken entweder erhaben, wenn wir mit der Ruhe der Ueberlegenheit ihnen gegenüberstehen oder abschreckend, wenn wir mit der Demut unserer Kleinheit uns beugen. Den Reichtum der Landschaft empfindet bloß ein Auge, welches fähig ist, die Eigentümlichkeit und die Mannigfaltigkeit der Linien aufzufassen. Sehr verschieden wirken die Thäler, das eine ernst wie ein einfacher Choral voll Reinheit und Milde, das andere von Farbe, Glanz und Leben sprudelnd, wie ein Oratorium oder wie eine lebensvolle Symphonie. Aber der geistig Regsame sieht nicht nur, er sieht verständig oder wenigstens mit der nie ruhenden Absicht zu verstehen; ihm wird darum die Naturbetrachtung zur Naturbeobachtung und weiter zur Naturgeschichte. Dieser Zusammenhang ist ein tief innerlicher. Wer mit scharfem beobachtendem Auge und mit Besonnenheit die Züge einer Landschaft betrachtet, dem erzählen diese nicht bloß von der Zeit, sondern auch von den tiefgreifenden Erlebnissen, welche ihr solche eingruben, der vermag auch deren Geschichte zu ahnen, vielleicht zu deuten.

Das sind einige Gedanken, zum Teil in wörtlicher Wiedergabe aus den zwei genannten Schriften, besonders aus dem ersten Kapitel des „Rigi.“ Man erkennt daraus den Weg, den R. einschlägt, um den Beschauer und den Leser von der bloße Betrachtung der Natur zum Verständnis derselben hinüberzuleiten; er schärft ihm das Auge für das, was eigentlich jeder sehen kann, aber zumeist nicht sieht; dann gestaltet er durch bloßen Vervollständigung die Schilderung zur Erklärung. Wie tief er dabei eindringt, das tritt an einer sehr schönen Stelle hervor, wo er den Unterschied zwischen dem Landschaftsbild der Schweiz und demjenigen der Bretagne feststellt: „Er besteht darin, daß die Linien der Landschaftsscenen der Schweiz ausschließlich von Schwerkraft im nächsten Sinne des

Wortes reden, von Kräften, die von der Masse unseres eigenen Planeten ausgehen und sich im Sinken und Heben von Gebirgen und in der Arbeit fallenden Wassers äußern. Die Linien in den Gemälden der Bretagne sind nicht minder von der Wirkung von Schwerkraft herzuleiten. Aber alles sagt, daß es die Schwerkraft eines anderen Gestirnes war, welche hier den Bleistift oder vielmehr den Meißel führte. Während dort seit ältesten Zeiten der Bergstrom und der Sturzbach immer steilere Linien ziehen, war es hier die horizontale Strömung, welche die Bahn des Mondes der Wasserhülle der Erde aufnötigt oder die Flut, die jeweilen das Festland in der Tiefe, bis zu welcher der Planet der Erde deren Ozean in Aufruhr zu setzen vermag, der Oberfläche des Meeres gleich zu machen suchte."

* * *

Es ist nur zu begreiflich, daß man bei einem Naturforscher von solcher Bedeutung und solcher Weite der Bildung auch nach seiner Weltanschauung fragt, zumal seine Stellung zum Darwinismus zu den widersprechendsten Vermutungen geführt hat. Eine irgendwie systematische Darstellung derselben hat freilich R. nirgends gegeben. Das hätte durchaus seiner Zurückhaltung widersprochen, die er überall da beobachtete, wo er über das engere Gebiet seiner Wissenschaft hinausging. Daß er aber zu einer solchen Gesamtanschauung sich hindurch gearbeitet hat, das ist bei seiner vielfachen Beschäftigung mit philosophischer Litteratur nicht bloß zu erwarten, sondern wird auch durch manche, oft recht absichtliche Aeußerungen in seinen Schriften und Briefen erwiesen.

Erkenntnistheoretisch ist er durchaus von Kant abhängig, sowie von dessen Nachfolgern, Lotze und Schopenhauer. Nicht bloß bleibt er sich der Grenzen des menschlichen Erkennens stets bewußt,

sondern er wird auch nicht müde, darauf hinzuweisen, wie unser Wissen subjektiv bedingt ist. „Unsicher ist durchweg unser Sehen, von subjektiven Voraussetzungen abhängig das Verstehen. Volle Erkenntnis ist unwahrscheinlich, so lange eben Körperlichkeit uns noch gefangen hält.“ Dem theoretischen Materialismus, der damals vielfach unabtrennbar schien von der Entwicklungslehre, war er ebenso feindlich wie dem praktischen. „Die Geschichte der Natur ist nur die Geschichte der fortschreitenden Siege des Geistes über den Stoff.“ Darum ist auch die Naturwissenschaft nicht, wie damals ziemlich allgemein behauptet wurde, die einzige und höchste Wissenschaft, sondern sie muß nach seiner Ansicht „unter allen Wissenschaften, welche die Ergebnisse der Schöpfung zum Gegenstand haben, sowohl in Absicht auf ihr Objekt als auf ihre Mittel, als die geringste gelten.“ Auch er teilt die Meinung Schopenhauers, daß in der Lehre von der bloß physischen, nicht moralischen Bedeutung der Welt die eigentliche Perversität der Gesinnung zum Ausdruck komme. Darum legt er an das Wissen selbst ethische Maßstäbe: „Ohne Begeisterung, d. h. ohne Sehnsucht nach dem Ewigen und ohne Hoffnung, daß unser eigener Anteil an dem Siege des Geistes über den Stoff die Herrschaft jenes bleibend befestigen werde, gedeiht keine Wissenschaft.“ Der eigentliche Wissenstrieb hängt zusammen mit der Ahnung, daß in Stoff und Form etwas höheres thätig sei, das zu erkennen nicht nur den allem Unbekannten zugewendeten lebendigen Geist gelüsten, sondern selbst unser Gefühl mit Frieden erfüllen und ein edles Motiv unseres Willens werden kann.“ Die Einheit der physikalischen Urgesetze scheint ihm Ausfluß der moralischen, ewigen Gesetzgebung; jedenfalls giebt es höhere Gesetze als Sonne und Erde; darum kann man auch hoffen, daß Kunst und Wissenschaft sich dereinst verschmelzen und selbst mit der Religion sich harmonisch verbinden werden. Diese ethische Naturbeurteilung faßt er selbst in einer Ge-

dankenreihe zusammen, welche zwar „jenseits der Naturforschung aber nicht jenseits des Naturforschers“ liegt:

„Wie die Geburt des Körpers den Austritt aus dem engenden und nivellierenden Verband der bloßen Dividualität als das größte Ereignis in dem Leben des körperlichen Menschen bezeichnet wurde, so ist wohl die Geburt des nicht mehr bloß rezeptiven, sondern des selbstthätigen und daher notwendig reflektiven Bewußtseins, die wenigstens teilweise Befreiung von den körperlichen Banden des Intellektes, das größte Ereignis in der ganzen organischen Natur. Allein auch dieses ist sicherlich nicht das letzte Ziel des Daseins. Das größte Ereignis in dem gesamten Bereich des Werdens bleibt doch wohl die Geburt des Guten, des selbst von der Erkenntnis, sofern diese noch an Individuation gebunden bleibt, befreiten und damit sogar von Zeit und Raum abgewendeten Handelns, jene Wiedergeburt, ohne welche sich doch selbst der Fortschritt zum Schönen und zum Wahren kaum verlohnte.“